

[Der Krieg als Kohlenbrenner]

Nachdem ich nun also einem Vater die vier Gesichter der Söhne „für alle Fälle“, wie er sagte, konserviert habe, möchte ich noch in diesen Blättern das Gesicht eines schon Toten festhalten, den ich leider nicht (wie ich es bei seinem ersten Anblick wollte) ins Bild heben konnte. Ja, die junge Baronin A. ist bereits Witwe geworden.

Ich erinnerte mich oft jenes kleinen Vorgangs, den mir die Baronin in ihrem Briefe nun bis ins kleinste beschrieb, was mich über die Maßen überraschte: denn ich glaubte, dass sie dessen Sinnbildlichkeit damals nicht gespürt habe. Es war an jenem Nachmittag auf Burg A., als uns der Regen ins Haus getrieben hatte. Wir standen im Arbeitszimmer des Barons. Und derweil er den übrigen Gästen eine Stocksammlung zeigte, wandte ich meine Aufmerksamkeit einem kleinen Kupferstich zu, der neben dem Fenster, dem Licht abgewandt, im Dämmer hing. Auf dieser Seite des Zimmers zierten altertümliche Waffen die helle Wand. Und auf einer kleinen Konsole waren Kürass, Helm und Degen des jungen Barons als Erinnerung an seine aktive Zeit und zu einer Art Bereitschaftsmal angeordnet. Weil ich den Kupfer von der Wand ins Licht heben wollte, erbat ich mir von der Baronin hierzu die Erlaubnis, legte meine Mohnblume auf dem Kürass ab und rückte die schwere Hellebarde, deren Beil den Gegenstand meiner Neugierde zum Teil verdeckte, ein wenig zur Seite. Wie ich nun den kleinen Kupferstich in der Hand hielt und mit der Baronin zusammen ihn betrachtete – es war eine Arbeit aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, die den Krieg als Kohlenbrenner darstellte – konnte die junge Frau den kurzen Seufzer: nun habe er doch wieder dieses böse Blatt aufgehängt! – nicht unterdrücken. Der Tod stand als Köhler, riesig und geschwärzt, vor dem erst halb zugedeckten, kegelförmigen Meiler, der mit Menschen und Tieren und Bäumen und Häusern, einer ganzen Welt en miniature aufgefüllt war. Besonders schauerlich wirkte es, wie Mensch neben Ding, alt neben jung und groß neben klein zu liegen kam, in einer beziehungslosen, feindlichen, grausenerregenden Nachbarschaft. Meine Hand, die den Bildrahmen fasste, war noch warm vom Atem jenes Seufzers, den die Baronin getan – da gab es hinter uns ein rauhes, kratzendes Geräusch und dann einen bellenden, metallischen Schlag. Während wir beide, die dem Geräusch zunächst standen, zuerst vom Schrecken erstarrt waren, hatten sich der Baron und seine Gäste blitzschnell umgekehrt, und so blickten sie uns an, weniger erschrocken als überrascht. Wären sie freilich wie wir, in eine solch furchtbare Darstellung vertieft, von diesem Eisenknall überfallen worden, sie hätten nicht mit dieser Ruhe einfach feststellen können: ach, die Hellebarde! – um weiter das Elfenbeinschnitzwerk der Stöcke geruhsam und mit genießerischem Auge und fühlbarem Finger zu betrachten.

Ich hob die Hellebarde, deren Spitze noch in dem Zierat des Kürasses verfangen hing, vorsichtig auf, und auch meinen Mohn hob ich auf, bemerkte aber, dass zwei seiner Blätter, vielleicht durch den Schaft der Waffe abgedrückt, auf dem blinkenden Metall liegen blieben; ich schnippte sie mit nebensächlichem Finger, denn ich glaubte mich von der Baronin beobachtet, einfach auf die Erde. Nun erst wagte ich es, sie anzublicken, mit vorsichtigem Prüfen und halb hinter dem Kupferstich hervor, den ich immer noch in der Linken hielt. Sie aber wandte sich indes ab und kam bald zurück, einen Hammer und einen Nagel herbeibringend, um „dieser blöden Saufeder“, wie sie die Hellebarde degradierend nannte, endlich das „Stillgestanden“ beizubringen. So scherzte sie, und sie scherzte so tapfer, dass ich erst, wie gesagt, in diesen Tagen aus ihrem Briefe erfuhr, was sie damals, wie mich, an bösen Ahnungen anließ.

Die Baronin fuhr am andern Tage, von einem Telegramm ihrer Eltern bestellt, in ihre Heimat und kam erst zwei Monate später wieder, nun von einem Telegramm ihres Gatten zurückgerufen, denn es war August geworden, und der Befehl zum Heer hatte ihn erreicht.